

Alexander Deeg

## Das Bilderverbot und die Faszination der Bilder

*Dr. Alexander Deeg, geboren 1972 in Rehau, Oberfranken, ist evangelischer Theologe und Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig. Er ist Experte für den jüdisch-christlichen Dialog sowie Autor und Herausgeber zahlreicher Bücher. Von 1. Oktober 2009 bis Februar 2011 war er der erste Leiter des „Zentrums für evangelische Predigtkultur“ der Evangelischen Kirche in Deutschland in Wittenberg. Seit 2007 ist er zusammen mit Martin Nicol Schriftleiter der Göttinger Predigtmeditationen (GPM).*

### Die Flut der Bilder

Eine *Bilderflut* sei über uns hereingebrochen, so liest und hört man vor allem seit den 1990er Jahren immer wieder.<sup>1</sup> Und dabei steckte das Internet damals noch in den Kinderschuhen. Allein Fernsehen und Kino, Werbepлакate, bunt bebilderte Bücher und Zeitschriften (seit dem 19. Jh. nennt man sie „Illustrierte“) genügten vor zwanzig Jahren, um eine Flut kommen zu sehen.

Was sollen wir heute sagen? Inzwischen kommen noch all die Bilder hinzu, die uns auf den Homepages im Netz begegnen – die bewegten Bilder und die Fotos, Cartoons, Diagramme ... 350 Millionen Bilder, so lese ich, werden täglich allein auf Facebook hochgeladen. Insgesamt speichert dieses soziale Netzwerk rund 240 Milliarden Fotos. Und wie viele Bilder insgesamt im Internet bereit liegen, weiß niemand zu zählen. Wer von einer „Flut der Bilder“ spricht, zeigt bereits durch diese Metapher, dass er in den vielen Bildern eine Bedrohung sieht.

**Traue nicht deinen Augen  
Traue deinen Ohren nicht  
Du siehst Dunkel  
vielleicht ist es Licht.**

Bertolt Brecht

Auf diesem Hintergrund erscheint das, was im Oktober 2007 geschah, lehrreich. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte erschien die FAZ mit einem Bild auf der ersten Seite. In einem Artikel vom 5. Oktober schoben die Redakteure die Verantwortung für diese Veränderung vor allem den Leserinnen und Lesern zu. Der „Souverän“ habe gesprochen. Die Lesegewohnheiten hätten sich verändert – und das Visuelle habe auch bei den Lesern der FAZ mehr Bedeutung erlangt. Im Fortgang liest man dann eine Auseinandersetzung um das Bild und seine Bedeutung, eine Apologie des Bilds bei gleichzeitigem Festhalten am Primat des Textes:

„Schön und gut, wenden manche ein, aber muss es auf der Titelseite sein? In dieser Skepsis scheint eine Bilderfeindlichkeit auf, die in der Fotografie nur Schein und Ablenkung sieht. Brecht hatte recht mit seinem Verdikt, ein Foto des AEG-Gebäudes sage nichts über den Zustand der AEG. Aber aktuelle Fotos aus Burma sagen durchaus etwas über Burma. Auch Bilder sind ‚eingefangene Erfahrung‘ (Susan Sontag), selbst wenn das Wort der Schlüssel zum Verstehen bleibt.“

Die FAZ weist Bildern eine relative Bedeutung zu. Sie könnten „Erfahrungen“ zum Ausdruck bringen; das gelesene „Wort“ aber wird mit dem „Verstehen“ verbunden. Die FAZ spiegelt damit eine Haltung in der westlichen Gesellschaft, die dem Text, dem Wort Tiefe und Bedeutung, Denken und Ernsthaftigkeit zuschreibt, nicht aber dem Bild.

Freilich wehren sich die Bilder ihrerseits schon durch ihre bloße Gegenwart gegen diese Zuschreibung und sind durchaus in der Lage, „mehr zu sagen als tausend Worte“ (eine Wendung, die wahrscheinlich auf einen Werbespruch zurückgeht, der in den Jahren 1921 und 1927 belegt werden kann: „One picture is worth ten thousand words“). Aber vielleicht macht sie gerade das unheimlich. Die Wirkung von Bildern ist noch weniger zu kontrollieren als die von Worten – und auch diese entziehen sich, wie wir, semiotisch und rezeptionsästhetisch geschult, wissen, fröhlich jeder linearen Festlegung auf die eine Bedeutung.

Der Bildwissenschaftler William J. T. Mitchell spricht vom „Widerstand des Ikons gegen den Logos“.<sup>2</sup> Das „Bild“ widersetzt sich, so Mitchell, dem Logos, dem Zugriff auf die eine Wahrheit, die eine Deutung. Spätestens mit den Begriffen „Logos“ und „Ikon“ ist die Ebene des Religiösen erreicht. Und es ist evident, dass mit dem Wechselspiel von „Bild“ und „Wort“ weit mehr als nur die Frage aufgerufen ist, ob es sinnvoll ist oder problematisch, wenn eine Fotografie illustrierend zum Text einer Zeitungsnachricht hinzutritt oder ein Bild in einer Power-Point-Präsentation das Wort des Redners begleitet. Und dabei ist auch diese Frage bestimmt keine Kleinigkeit. Zehn Jahre ist es her, seit Colin Powell im Februar 2003 im UN-Sicherheitsrat Bilder von Massenvernichtungswaffen zeigte, die sich vermeintlich im Irak befänden, und damit die Notwendigkeit eines Kriegs begründete. Die Bilder erwiesen sich als falsch, der Krieg aber kam ...

Bilder entziehen sich nicht nur dem eindeutigen Zugriff, sie haben auch eine eigene Suggestivität. „Was ich nicht sehe, kann ich auch nicht glauben ...“, so sagt man und nicht etwa: „Was ich nicht höre/riecht/schmecke ...“ Bereits der Jünger Thomas fordert diese Ebene visueller Evidenz ein – und hört dann von Jesus: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ (Joh 20,24-29). Mit der Frage nach der Faszination der Bilder, ihrer (vermeintlichen) Evidenz, ihrer (notwendigen) Vieldeutigkeit, ist nicht nur eine der großen kulturwissenschaftlichen Diskussionen der vergangenen Jahrzehnte aufgerufen, sondern eine theologische Diskussion, die Jahrhunderte währt.

## Bildersturm

Während Martin Luther sich 1521/22 auf der Wartburg befindet, macht Karlstadt in Wittenberg ernst. Ab Weihnachten 1521 lässt er Bilder und Statuen aus der Kirche entfernen (wie es schon an anderen Orten geschah). Nichts soll vom wahren Gottesdienst ablenken und dem Götzendienst einer Anbetung der Bilder Material liefern. Freilich ist der „Bildersturm“ insofern durchaus paradox, weil es dabei letztlich

auch um den Wunsch nach Sichtbarkeit geht. Die reformatorische Grundentscheidung, die Reinheit des wiederentdeckten Glaubens soll durch ihn sichtbar werden.

Luther hingegen geht davon aus, dass die Bilder für den Glaubenden unschädlich sind. Zurück in Wittenberg, tritt Luther predigend vor das Volk und wendet sich gegen die Zerstörung der Bilder. Kein Mensch sei, so Luther, so töricht, die Bilder als etwas anderes zu sehen als nur als „Zeichen“ (so in der vierten Invokavitpredigt). Entscheidend sei der Glaube, nicht die Äußerlichkeit.

Diese Linie der Argumentation führt Luther in den Folgejahren weiter, vor allem in seiner Schrift „Wider die himmlischen Propheten. Von den Bildern und Sakrament“ (1524/1525). Allein durch das äußere Wort, durch Predigt und Sakrament, erhalte der Mensch den Glauben, so betont Luther auch hier. Weitere Äußerlichkeiten habe er nicht nötig – und damit auch keinen Bildersturm. Denn wo das „Herz“ im Glauben lebt, können die Bilder ihm nichts mehr anhaben. Wo das Herz am Wort des Evangeliums und damit an dem einen lebendigen Gott hängt, verwandeln sich die Bilder nicht zu Götzen, denn „das hertze mehr gillt denn die augen“.<sup>3</sup>

Luther ist mit dieser Sicht durchaus „neuzeitlich“. Die äußere Materie und der innere Geist treten auf dem Weg in die Neuzeit immer mehr auseinander. Das Innerliche, Geistige wird gegenüber dem Äußeren und Leiblichen entscheidend, womit zugleich eine Verschiebung der Bedeutung der Sinne einhergeht.<sup>4</sup> „Das Reich Gottes ist ein Hör-Reich, kein Seh-Reich“, so Luther in einer Predigt über Ps 8,2 aus dem Jahr 1545.

Der Streit um das Bild beginnt freilich nicht in Wittenberg. Er begleitet die Theologie- und Kirchengeschichte so sehr, dass Hans Belting von der „Macht der Bilder“ und der „Ohnmacht der Theologen“ sprechen konnte.<sup>5</sup> Tertullian etwa, der nordafrikanische Rigorist an der Wende vom 2. zum 3. Jh., sah keinen Platz für Künstler in der christlichen Gemeinde und riet Künstlern, die Christen werden, sie sollten

doch etwas Sinnvolles tun und zum Beispiel Häuser tünchen. Er setzte sich ebenso wenig durch wie die anderen Ikonoklasten, im Gegenteil: Seit dem 6./7. Jh. sind „Ikonen“ als neue Bildgattung nachweisbar: handliche Tafeln, die die Heiligen „präsent“ machen sollten und in Mönchszellen, Gefängnissen, Schiffen usw. eingebracht wurden.

### Wider die Idolatrie

Von diesem kirchengeschichtlichen Ausflug zurück zum Ursprung des Problems: dem „Bilderverbot“ der Bibel. In seinem narrativen Kontext im zweiten Buch Mose ist dieses Verbot („Du sollst dir kein Bildnis [= „Kultbild“] noch irgendein Gleichnis [= „Statue“] machen ...“; Ex 20,4<sup>6</sup>) eng mit der grundlegenden Erzählung von der Entmachtung der Bilder verknüpft, der Geschichte vom „Goldenen Kalb“ aus Ex 32.

Mose, der Vermittler der göttlichen Worte, ist auf den Berg Sinai gestiegen – und kehrt zu lange nicht wieder von dort zurück. Unten im

**Fernsehen: Du denkst,  
du siehst die Welt.  
Aber du siehst einen  
von Redakteuren redigierten,  
kommentarbedürftigen Film.  
Du denkst,  
du schaust durch ein Fenster  
auf die Welt.  
Dabei blickst du aus der Welt  
in ein Schaufenster.  
Es genügt, ein Bild anzuschauen.  
Das macht Spaß.  
Aber es genügt nicht,  
einen Text zu hören.  
Du musst ihn auch noch verstehen.  
Das kostet Energie.  
Erst dann macht es Spaß.**

*Joachim-Ernst Berendt*

(aus: Ich höre – also bin ich,  
Goldmann Verlag, München 1993)

Tal wird derweil das Begehren groß, „etwas“ zu haben, auf das sich die Blicke richten und an das sich die Hoffnungen knüpfen können. „Auf, mach uns einen Gott, der vor uns hergehe!“ (Ex 32,1). Aaron baut ein „gegossenes Kalb“ (V 4), das sofort identifiziert wird: „Das ist dein Gott, Israel, der dich aus Ägyptenland geführt hat!“ (V 4). Als das Fest zu Ehren des Kalbs steigt, kehrt Mose, bepackt mit den beiden Tafeln der Gebote, vom Berg zurück. Er zerbricht die Tafeln und stürzt sich auf das Kalb, das – so die biblische Überlieferung – gleich mehrfach zerstört wird: im Feuer zerschmolzen, dann auch noch zu Pulver zermalmt, in Wasser gestreut und so als Getränk für das Volk bereitet.

Die biblische Überlieferung verlegt einen Konflikt in die Wüstenzeit, der augenscheinlich immer wieder in der Geschichte des Volks aufflammte. Aus exilisch-nachexilischer Zeit finden sich Spottverse auf jene, die sich aus Holz oder Metall selbst einen Gott bauen und diesen anbeten (vgl. Ps 106,19; Jes 44,9-19; 46,5-7 u.ö.). Dass solche Polemik nötig war, ist Indiz dafür, wie wenig selbstverständlich es war, keinen Götzen zu haben und anzubeten.

Im Tempel zu Jerusalem hingegen gipfelt die anikonische Bilderverehrung darin, dass im Allerheiligsten zunächst nur die Lade mit den Geboten Gottes steht – und dann, nach der Zerstörung des Tempels und nach dem Wiederaufbau im 6. Jahrhundert, nichts mehr! Das leere Allerheiligste ist religionsgeschichtlich ungewöhnlich (wenn auch nicht singulär<sup>7</sup>), gleichzeitig aber eine theologische Notwendigkeit. Denn im Bilderverbot geht es um die Bewahrung einer zweifachen Freiheit: der Freiheit Gottes und der Menschen. Gott lässt sich nicht auf Bilder festlegen, die sich Menschen von ihm machen – weder auf gegossene goldene Kälber noch auf Sprachbilder.

Dem Bilderverbot entspricht die Verweigerung der Festlegung auf einen Namen: „Ich bin, der ich bin“, „werde sein, der ich sein werde“ (Ex 3,14). Nur auf sein Handeln legt sich Gott fest. Im Neuen Testament nimmt Paulus den Begriff des Bilds (eikon) auf, bezieht ihn auf Jesus Christus und schreibt: „Denn die er ausersieht hat,

die hat er auch vorherbestimmt, dass sie gleich sein sollten dem Bild seines Sohnes, damit dieser der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern“ (Röm 8,29; vgl. auch Kol 1,15). Das „Bild“ Jesus Christus legt Gott nicht fest. Im Gegenteil: Jesus Christus nimmt die Glaubenden in die Dynamik des Handelns des Gottes Israels mit.

Dieser Freiheit Gottes entspricht spiegelbildlich die Freiheit des Menschen, der nach der biblischen Schöpfungserzählung allein das Bild Gottes ist: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn, und schuf sie als Mann und Frau“ (Gen 1,27). Im Angesicht des Anderen begegnet nie nur der Mitmensch, sondern immer auch der Schöpfer (vgl. auch Gen 33,10).

So befreit das Bilderverbot zum „Du“ und führt in die Dynamik der Begegnung – mit den Mitmenschen als „Bildern“ Gottes, die an unserer Seite durchs Leben gehen, und mit dem Gott, der sich jedem Bild entzieht, aber Menschen beim Namen ruft.

## Auf der Spur

In der narrativen Logik des zweiten Buchs Mose erscheint es mindestens eigentümlich, dass ausgerechnet Mose, der gerade (in Ex 32) das Goldene Kalb zertrümmerte, nur ein Kapitel später Gott gegenüber den sehnlichen Wunsch äußert: „Lass mich deine Herrlichkeit sehen“ (Ex 33,18). Die Sehnsucht nach der Schau gehört zur paradoxen Logik des Glaubens. Eine Sehnsucht, die der HERR verweigern muss: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht“ (V 20). Allerdings verspricht der HERR, vorbeizuziehen, und sagt Mose zu: „Du darfst hinter mir her sehen“ (V 23). Für Mose bleibt die Spur, die Gott auf dieser Welt hinterlässt, als einzige visuelle Evidenz. Auf dieser Spur sind Juden und Christen unterwegs. Paulus bekennt: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild, dann aber von Angesicht zu Angesicht“ (1Kor 13,12). Das Sehen „von Angesicht“ bleibt eschatologische Verheißung.

Unterwegs gilt es, sich nicht an Bilder zu binden, die Gott festlegen und ihn zu dem machen,

Zum Sehen geboren  
zum Schauen bestellt,  
dem Turme geschworen,  
gefällt mir die Welt.  
Ich blick in die Ferne,  
ich seh in der Näh  
den Mond und die Sterne,  
den Wald und das Reh.  
So seh ich in allen  
die ewige Zier,  
und wie mir's gefallen,  
gefall ich auch mir.  
Ihr glücklichen Augen,  
was je ihr gesehn,  
es sei, wie es wolle,  
es war doch so schön.

*Johann Wolfgang Goethe*

was wir gern hätten, sondern auf der Spur zu bleiben. Vielleicht liegt die keineswegs nur gegenwärtig größte Gefahr darin, Gott zu einem funktionalen Dienstleister im Lebensbereich der Religion werden zu lassen (und ihn so auch kirchlich zu verkündigen). Es war diese Gefahr, die Arnold Schönberg in seiner Oper „Mose und Aron“ vor Augen und Ohren malte. Aron sagt im Libretto der Oper zum Volk bei der Erstellung des Stierbilds: „Euch gemäß sind Götter / gegenwärtigen, alltagsnahen Inhalts. / Ihr spendet diesen Stoff, ich geb' ihm solche Form: / Alltäglich, sichtbar, fasslich, / in Gold verewigt. / Bringt Gold herbei! / Opfert! Ruft ihn an! / Ihr sollt glücklich werden!“<sup>8</sup>

Die selbstgemachten Gottesbilder sollen uns dienen und zum Glück verhelfen. Diese gilt es zu zerstören – und mit ihnen alle Bilder, die Gott festlegen in theologische Systeme und alltagsdienliche Funktionszuschreibungen und die Menschen in Schubladen sperren.

Um diese Bilder zu zerstören, brauchen wir als Menschen auf dieser Welt notwendig auch Bilder. Denn Bilder der Kunst können Menschen aus alltäglichen Wahrnehmungen herausrufen und Neues sehen lassen. Bilder können Menschen an Nullpunkte der Wahrneh-

mung führen und das Leben auf andere Weise wahrnehmen lassen – Bilder im Museum und in Ateliers und natürlich auch im Kino, im Fernsehen, im Internet. Vor fast zwanzig Jahren (1994) schuf Maxwell Lawton in Südafrika eine Christusdarstellung, die den Titel trägt: „Man of Sorrows. Christ with AIDS“. Sie zeigt einen Christus, sitzend mit Dornenkrone, gezeichnet von violett-roten Wunden auf seiner Haut, angeschlossen an ein Beatmungsgerät. Das Bild löste wütende Proteste aus. Manche sprachen von einem Sakrileg. Anderen öffnete dieses Bild die Augen für die Stigmatisierten und Ausgegrenzten, für die Nächsten, von denen viele nichts wissen wollten.<sup>9</sup>

Auch Sprachbilder können beides: Wirklichkeiten zementieren – und neue Perspektiven öffnen. Die Propheten der Bibel, Johannes der Täufer, Jesus in seinen Reden, Paulus in seinen Briefen – sie und viele andere haben eingeschlifene Weltansichten hinterfragt und den Blick auf Gottes neue Wirklichkeit geöffnet. Und sicher ist dies auch die Aufgabe der Predigt: Inmitten der Bilder, die uns umgeben und prägen, neue Bilder zu malen. Bilder von der Stärke, die in der Schwäche liegt, von der Liebe gegenüber den Feinden, von der Weisheit, die töricht ist, und der Torheit, die weise macht, von den Armen, die selig sind. Bilder, die die Augen öffnen – für Gott und sein Reich mitten in unserer Welt und für die Menschen an unserer Seite.

<sup>1</sup> Kulturwissenschaftlich gerieten die „Bilder“ in dieser Zeit in den Fokus der Aufmerksamkeit. 1994 führte *Gernot Boehm* den Begriff „iconic turn“ ein, um damit eine Wende in den Kulturwissenschaften zu bezeichnen. Von der Leitmetapher des „Textes“ (so im „linguistic turn“) verschob sich die Aufmerksamkeit vieler nun auf das „Bild“.

<sup>2</sup> Zitiert bei *Doris Bachmann-Medick*: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Hamburg 2006, 332.

<sup>3</sup> WA 18, 83, 13f.

<sup>4</sup> Vgl. *Hans Belting*: Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst, München 2004\*, 26.

<sup>5</sup> AaO., 11.

<sup>6</sup> Die hebräischen Begriffe *fäsil* und *zäläm* stehen für „Kultbild“ und „Statue“; das Bilderverbot ist damit ein „Kultbildverbot“; vgl. *Christoph Dohmen*: Exodus 19-40, HThKAT, Freiburg/Basel/Wien 2004, 106f.

<sup>7</sup> Vgl. aaO., 112.

<sup>8</sup> *Arnold Schönberg*: Moses und Aron, 2. Akt, 2. Szene.

<sup>9</sup> Das Bild und seine Geschichte finden sich in der Homiletik der beiden Theologen *Charles Campbell* und *Johan Cilliers* (*Preaching Fools. The Gospel as a Rhetoric of Folly*, Waco [TX] 2012, 179f).